

Die frische Sturheit der Live Art

Live Art ist ein Begriff für Performance-Theater. Erst gefeiert, zieht sich das Genre nun zurück. Die Gruppe Schauplatz aus Biel hält die Schweizer Stellung.

Von **Tobi Müller**

Ein Maler, der sich für Geld bei der Arbeit zuschauen lässt, das ist gerade nicht gemeint mit dem Begriff Live Art. Oder am Ende doch? Denn die Frau, die vor Publikum ein Kilo Honig verschlingt, literweise Wein trinkt und sich dann nackt auf ein paar Eisblöcke legt, wurde dem Genre auch schon zugerechnet. Nur hat Marina Abramovic damit unter anderem die Situation des ausgestellten, exotischen Künstlerdaseins gleich mit in Frage gestellt. Wie Coco Fusco und Guillermo Gomez, die in Käfigen als Vertreter eines neu entdeckten Volkes posierten – und erschrecken, als man ihnen glaubte.

Die Beispiele sind nicht die neuesten, stammen aus der bildenden Kunst und die angerührte Theorie gibts mittlerweile als Fertigtextsuppe. Das spricht für die Wirkungsmacht solcher klassischer Live Art Performances. Oder für die wieder entflammte Lust im Kunstbetrieb, performa-

tiv zu arbeiten, Aktionen statt autonome Werke zu zeigen, oder schlicht etwas bodenständiger «einzugreifen», wie es oft heisst. Im Theater aber, in den heimatischen Gestaden jeden Spielens also, wurde die Live Art in den letzten Jahren erst gefeiert, dann fallen gelassen. Sie wurde instrumentalisiert. Besonders im deutschsprachigen Raum. In der Schweiz sperrt sich fast nur die Bieler Live-Art-Gruppe Schauplatz gegen diese Tendenz. Wie kam das?

Schöner spielen verboten

Vor etwa sechs Jahren sprach die deutsche Theaterwelt nur vom Generationenwechsel, von jungen Intendanten und Regisseuren. Jeder noch so kleine Aufstand läßt sich an den süßen Momenten der Geschichtslosigkeit. Man war etwas benommen von der imaginierten Offenheit, welche für die Theater eine plötzliche Integrationsfähigkeit für alles Junge und damit Fremde ausrief. Für Pop, Performance, oder für beides zusammen: für Live Art. Die nach amerikanischem Vorbild Praxis und Theorie vereinenden Theaterlehrgänge in deutschen Provinzstädten wie Hildesheim und Giessen spuckten junge Künstlergruppen aus, die rasch die Avantgarde dieses Aufbruchs stellten.

Die Performance-Theorie der Sechziger und Siebziger im Schulgepäck, öffne-

ten She She Pop, Stefan Pucher, schon etwas ältere Regisseure wie Albrecht Hirsche oder René Pollesch auch die Themen. Dazu gehörten: Stadtentwicklung, Spielschows, Soaps, Heimarbeit, Geschlechterfragen, gepaart mit einem poststudentischen Furor und viel Selbstreflexivität über den Akt der Darstellung an sich. Verboten war schöner spielen, schöner sprechen und die endlose Seelenschau von Figuren, die einen nichts angingen. Auf dem Spiel stand wieder einmal nichts weniger als die bürgerliche Institution Theater.

Doch das Aufbegehren kam aus dem Theaterbetrieb selbst. Auch dieses Revolutionsnächten verlief sich im Institutionen und blieb «bürgerlich». Nach der Öffnung die Schliessung. Die Avantgarde hat ihren Dienst getan, die Vertreter der Live Art im Sinne einer Antikunst haben das «Anti» gestrichen oder sind an fernen Rändern gestrandet. Was zählt, ist auch in diesem Genre auf einmal das Prädikat «gut gespielt». Ein verständlicher, historisch bedingter, aber immer ein perverser, weil konträr zur ursprünglichen Absicht verlaufender Vorgang.

Schauplatz aus Biel gehört zu jenen Gruppen, die aus einer seltsamen Mischung von bockiger Sturheit und bewundernswerter Frische ihren Weg weitergehen. Mit dem Luzerner Theater hat Schauplatz nun «9/11 – The Trial» koproduziert. Wie bei früheren Arbeiten zu Bergkata-

strophien oder zur Familie dominiert das Wie über das Was. Ein Prozess über die Verantwortung an den Terrorattacken soll es sein, abgehalten als eine Art Pressekonferenz in Schulenglisch, weil so dem Schönsprech keine Chance gegeben wird. Mit der Zeit reden sie nur noch im Konditional und weisen damit auf die Simulation hin. In der Art von: Wir tun hier nur als ob, wir wissen und sagen das auch, aber wir denken, dass jede Realität nur eine Möglichkeitsform von vielen darstellt. Am Schluss bleibt kein Urteil, aber eine witzige Reflexion zur spielerischen Verfasstheit des Lebens, selbst der Tragödie von New York.

Am Ende gewinnt doch das Spiel

Und ganz am Schluss, man kann sich nicht helfen, muss man zugeben, dass einem die beiden hinzugezogenen Schauspielern aus dem Luzerner Theater besser gefallen haben als die meisten Schauplatzler. Dass Performance, live und Art doch alle miteinander etwas zu tun haben und am Ende gewinnt, wer dies mit Druck, Technik und Überzeugung vermitteln kann. Und das geht auch ohne hohlen Theaterzauber. Ohne Verrat.

Nächste Aufführungen von Schauplatz: 15., 16., 18. 1., UG des Luzerner Theaters, 20 Uhr.



Live Art als Dilettantismus mit Methode: Die Gruppe Schauplatz spürt mit Luzerner Verstärkung dem 11. September nach und findet das Spiel.

BILD BEA LAUFER